

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer. 1927-1944 1933

118 (29.4.1933) Am badischen Herd

Am badischen Herd

Unterhaltungsbeilage des „Führer“

Gedanken über die Arbeit

Von Paul Ernst.

Mein deutscher Dichter hat sich von jeher so stark wie Paul Ernst für die Arbeit und den Wert und die Würde der einfachen Arbeit und des einfachen Mannes, in seinen Werken betonen lassen. Wir bringen im folgenden einige Gedanken des Dichters über die Arbeit, die wir mit freundlicher Erlaubnis des Verlages Albert Langen/Georg Müller, München, der dort erscheinenden Gesamtausgabe von Paul Ernst's Werken entnehmen.

Die Arbeit ist ein Segen für die Menschen. . . . Aber nur, wenn sie frei ist; also einerseits mit Liebe getan werden kann; . . . andererseits Mühe läßt jedem in seiner Art.

Eine jede Arbeit, welche den vollen Menschen in Anspruch nimmt, macht den Menschen still und bewirkt, daß er sich in das gesellschaftliche Gefüge an seiner Stelle einordnet.

Wer sein Brot verdient, der ist nie überflüssig und fühlt sich auch nicht so.

Die heutigen Menschen glauben, daß man die Arbeit so einrichten müsse, daß sie möglichst viel Ertrag abwerfe. . . . Das ist ein falscher Glaube; man muß die Arbeit so einrichten, daß sie die Menschen beglückt.

Wichtiger ist es, einmal im Leben ein Mensch sein und dann sterben, wie lange leben als dürftiges, elendes Tier, das seine Arbeit tut, um sich zu ernähren.

Die Arbeit ist der Mittelpunkt für das Leben jedes Menschen. Wer in seiner Arbeit zufrieden ist, der ist zufrieden. Zufrieden aber kann ein Mensch nur in freier Arbeit sein, mit welcher er sich bewußt in die große Arbeit seines Volkes einreicht, mag sein Teil an der großen Arbeit noch so geringfügig sein.

Ist es so schwer einzusehen, daß der Mensch nicht dazu da ist, um Arbeit zu sparen, sondern um Arbeit zu leisten? Daß es nur darauf ankommt, die Arbeit glücklich und heiter zu machen?

Straßenschicksal

Von A. M. Eckert.

Sauptstraße einer deutschen Großstadt. Aus einer der Querstraßen biegt eine Dame ein, sie schleppt einen schweren Koffer. Ein gut gekleideter Herr tritt auf sie zu, lüftet den Hut:

„Gnädige Frau, darf ich Sie zum Bahnhof führen? Mein Wagen hält gleich hier.“ Die Dame, nicht mehr ganz jung, lächelt; offenbar schmeichelt es ihr, daß sie noch Eindruck macht; einer leichten Verlegenheit aber kann sie sich nicht erwehren. „Aber, mein Herr — das kann ich doch wirklich nicht verlangen, ich —“

Aber bitte! Sie können sich doch unmöglich

mit diesem Koffer bis zur Bahn schleppen! Steigen Sie nur ein, Sie werden mir Glück bringen.“ Damit reißt der Herr den Schlag einer gut erhaltenen Autodroschke auf: „Es soll Sie nicht mehr kosten als die Elektrische!“

Verstört tritt die Dame einen Schritt zurück. „Ach sooo?“

„Was wollen Sie“, fährt der Herr — es ist ein „Herr“, fort — „ich habe bessere Tage gesehen, das dürfen Sie mir glauben!“ Man glaubt es ihm ohne weiteres. „Ich war einmal Willenbesitzer, die Inflation verschlang mein ganzes Vermögen! Gut schoffieren war das einzige, das ich gründlich verstand! Bereisen Sie? Heute habe ich noch kein Handgeld gemacht. — Bitte lassen Sie mich Sie fahren! Bahnhof Zoo?“ Ein schmerzliches Lächeln sucht um den Mund der Dame.

„Nun will ich Ihnen auch etwas sagen. Auch

mir ging es einmal besser. Ich will gar nicht zum Bahnhof. Mich zwang die Not, Händlerin zu werden, — in dem Koffer da ist meine Ware. Ich will zum Markt. Ich würde mit Ihnen fahren, aber momentan besitze ich gerade noch fünfzehn Pfennig, das langt doch wohl nicht! Also — auf Wiedersehen! Hals- und Weinbruch! Das Geschäft wird wohl noch in Gang kommen!“

Da reißt der Gentleman-Chauffeur sich straff empor: „Bitte, steigen Sie ein, gnädige Frau! Man bleibt Kavaliere und weiß, was man einer Dame schuldig ist! Ich fahre Sie zum Markt. Nur pro forma muß ich den Taxameter einschalten, damit's nicht Strafe kostet! Wo ist Ihr Markt?“

Dahin rollte das Auto mit den beiden Detassierten, die den Kampf mit dem Leben so tapfer aufnahmen.

es der Frühlingswind fort. Christiane eute ihm nach.

Goethe sah staunend und mit Wohlgefallen, wie sie stund und leichtfüßig das Papier erwischte und es mit schelmischem Aufblick in seine Hände legte.

„Lesen Sie es mir vor, drüben auf der Bank.“ Und Christiane las mit dunkelroter Stimme, als sei sie die Schwester der Amsel, droben im Baum:

Der Venz ist angekommen!
Habt Ihr es nicht vernommen?
Es sagen's Euch die Vögelin,
Es sagen's Euch die Blümelein:
Der Venz, der Venz ist angekommen!
Ihr seht es an den Feldern,
Ihr seht es an den Wäldern;
Der Kuckuck ruft, der Finkel schlägt.
Es jubelt, was sich froh bewegt:
Der Venz, der Venz ist angekommen . . .

„Der Venz ist angekommen . . .“ murmelte der Dichter und sah dabei Christiane mit großen, leuchtenden Augen an. „Weiß Sie, was ich glaube: Sie selbst ist der Venz, für mich wenigstens, für mich gewiß. Weiß Sie, daß ich einsam bin, daß ich kaum Freunde habe, den Herzog vielleicht ausgenommen? Sie könnte, wenn Sie wollte, dann und wann zu mir kommen und vorlesen. Und in die Fabrik soll Sie nicht mehr gehen, da gehört Sie nicht hin. Ich will ihr mehr geben, als Sie dort bekam, hört Sie? Und dem Bruder soll Sie schreiben, daß ich mit dem Herzog reden will, wegen seiner. . . Und nun leb' Sie wohl! Ich muß mich eilen, der Herzog erwartet mich.“

Und so begann die große Liebe zwischen zwei Menschen, die sehr verschieden waren an Rang und Bildung und doch gleich in dem einen, was das wichtigste ist, in der Wärme des Gefühls.

Dit und immer wieder ist diese Liebe mißdeutet worden.

Goethe aber hielt fest an ihr, an Christiane. Der Bruder kam nach Weimar, zuerst als

Registrator an der Bibliothek, dann wurde er Sekretär und endlich Bibliothekar.

Er schrieb keine Räuber- und Rittergeschichten mehr.

Er wurde ein tüchtiger Wissenschaftler, dem die Universität Jena im Jahre 1823 den Ehrendoktorhut überreichte.

Für Christiane blieb er immer der Bruder, der Bruder, der sich für sie georgt, aus dunkle Wolken lasteten, der Bruder, durch den sie Goethe kennen und lieben gelernt, der Bruder . . .

In den Büchern über Goethe steht von Christian August Vulpius nicht viel zu lesen, und wenn schon, daß er ein geschickter gelbhungeriger Büchermacher gewesen. Ja, viele, und nicht die schlechtesten, werden falsch beurteilt von den Menschen und die Ursachen und Gründe sehen nur wenige . . .

Der Bruder I Von Hans Gálgen

Eine Frühlingsgeschichte aus dem alten Weimar

Es war an einem milden Spätnachmittag im Frühling, als Goethe aus der Gartentüre seines kleinen Hauses im Weimarer Park trat, das Tor sorgsam verschloß und seine Schritte der Stadt entgegenwandte.

Erstes junges Grün an den Bäumen, und droben, hoch in der Ulme, eine Amsel, die mit dunkler Stimme sang.

Der Herr Geheimrat war zu dieser Stunde recht glücklich.

Die italienische Reise klang wie ein Märchen in ihm nach, und nun war Frühling.

Plötzlich vernahm er Schritte hinter sich.

Er drehte sich um und sah ein junges Mädchen, das vom Laufen ein wenig außer Atem geraten war.

„Gut, daß Sie endlich stehen bleiben, Herr Geheimrat, ich habe halt so sehr laufen müssen und früher konnte ich nicht weg aus der Fabrik.“

„Aus welcher Fabrik?“

„Wo man die künstlichen Blumen macht.“

„Und Sie wäusch?“

„Daß der Herr Geheimrat so freundlich sein möge und dieses Schriftstück lesen.“

„Nun, gebe Sie her, ich bin heute gut gelaunt, und dann ist ja auch Frühling.“

„Exzellenz“, las Goethe, der dieses Gesicht an Sie richtet, ist Ihnen nicht völlig unbekannt, haben Sie doch für den Christian August Vulpius früher schon zuweilen ein aufmunterndes Wort übrig gehabt . . .“

„Ja“, sagte Goethe vor sich hin, „seitdem der Vulpius aber angefangen hat, die schauerlichen

chen Ritter- und Räuberromane zu schreiben, da mag ich ihn nimmer.“

„Wissen Sie auch, warum er sie geschrieben hat, Herr Geheimrat?“ fragte das Mädchen leise, indem sie traurig zu dem berühmten Manne aufsaß.

„Um Geld zu verdienen, natürlich, um den seinen Herrn zu spielen“, erwiderte Goethe.

„Nein, Exzellenz, um seine Schwester zu erhalten, nachdem Vater und Mutter gestorben waren und der Hunger an die Tür pochte.“

„Und wer ist sie eigentlich?“ fuhr Goethe fort, nun erst das Mädchen, das sehr hübsch war, genauer betrachtend, „seine Freundin, seine Braut?“

„Nein, Herr Geheimrat, nur seine Schwester.“

Goethe las weiter: „Sie haben sich von mir zurückgezogen, als ich anfing, die schauerlichen Romane zu schreiben. Ich war zu stolz, Ihnen zu sagen, warum ich es tat, nicht für mich, für die Schwester, vor allem für Christiane, die Ihnen dieses Schreiben überbringen soll. Helfen Sie mir! Befreien Sie mich von dem Zwang, weiter das dumme, mir im tiefsten Herzensgrunde verhaßte Zeug schreiben zu müssen. Verschaffen Sie mir eine kleine, bescheidene Stellung irgendwo, daß ich, das meine Schwestern vor dem Hunger geschützt sind, daß ich zu Studiren, zu meiner Fortbildung Zeit finde. Zum Zeichen, daß ich auch anderes schreiben kann, als Romane im Stil des „Rinaldo Rinaldini“, füge ich ein paar Verse, die mir neulich einfiehl, bei . . .“

Da Goethe das Gedicht lesen wollte, wehte



Der Jüngling im Feuerofen

ROMAN VON HEINZ STEGUWEIT

I. Ein Ueberlebender

Welches Datum auf dem Kalender stand? Wie sollte ich das wissen. Gemeinlich hatte ich im Kopf, aber keine gesammelten Gedanken. Wie mir summe war? Wie im letzten Akt eines Trauerspiels: Bald ist es aus, bald fällt der Vorhang, bald müssen wir heim. Was soll jetzt noch folgen, wo die besten Helden at sind? Nun trete ich selber von der klirrenden Bühne ab, auf der ich mit Gewehr und Harnisch, mit Eid und Gasmaske stehen mußte! —

Damals tippelte ich von Camines nach Wevelghem und von Wevelghem nach Kortryk. Was tippeln war? Nicht gehen und nicht laufen, nicht wandern und nicht marschieren. Dieses Tippeln war etwas Trostloses. Wer tippelte, hatte überall Hunger. Im Schädel, im Herzen, im Magen. Wer tippelte, der hatte Blasen an den Füßen und einen Wolf. Wer tippelte, der kam nicht besser vorwärts, als ein rostiger Nagel durchs Brett. Wer tippelte, der war müde, dem war alles gleichgültig; der mochte nicht trinken und nicht seufzen, der mochte nicht weinen und nicht beten. Wer tippelte, der mochte nur tippeln.

Ich tippelte von Camines nach Wevelghem und von Wevelghem nach Kortryk. Das Datum habe ich vergessen; es gab ja keine Sonntage und keine Werkstage mehr. es gab nur

Dreck und Blut und Kreuze und Gestank. Es gab nur jammernde, bestende, donnernde Geräusche.

In Wevelghem packte man schon ein: Protzen, Menschen, Pferde, Kanonen. Alles auf einen Haufen. Gewiß, der Vorhang würde bald fallen. Ein Verwundeter, der nur mit einem Auge durch den Kopfverband schielte, richtete sich von seiner Bahre hoch und schrie wie ein Besessener: „Manes, he, Manes Himmerod!“

Ich tippelte weiter mit meinem Sturmgepäck, mein Kreuz war wund wie verbranntes Fleisch. Aber der Besessene schrie immer noch: „Manes, he, Manes Himmerod!“

Da ruppste mich ein Sanitäter am Ärmel: „Du, der meint dich!“

„Mich?“

Warmherziger, da fiel mir ein, daß ich seit 22 Jahren schon Manes Himmerod hieß. Ich hatte das ganz und gar vergessen. Da war ich zurückgelaufen, ich kam aber zu spät: Der Verwundete war schon tot. Lukas Albers hatte er geheißt, nun trug er diesen Namen nur noch auf der Erkennungsmarke, sein Gesicht hatte schon lange nicht mehr nach Lukas Albers ausgesehen. Eher nach Sebastian. Oder nach sonst einem heiligen Märtyrer. Es gab ja damals Regimenter von Sebastianen, es gab ja nur noch Thebäische Legionen.

Da fiel mir auch das Datum wieder ein: Meine Mutter hatte Sterbetag, und Mutter's Sterbetag war zugleich mein Geburtstag, so früh hatte ich mich schuldig gemacht.

Am Weg stand ein zerschossener Baum, der seine Stämme ungetroffen von sich streckte. Armer Bruder Baum. Im Graben lag ein vergrastetes Pferd, sein Bauch sah aus wie ein gedunnener Ballon. Kamerad Pferd. Und sieben Kanoniere hockten, jeder einen Fegen Papier in den Fingern, auf einer Latrinenschanze. Die Spaten auf dem Telephondraht. Sie stierten vor sich und in sich, prokten ab, waren aber zu gehest, um Genuß davon zu haben. Sie sprachen vom Frieden und vom Durchhalten, von Wilson und vom Papst.

Tiefe Mitternacht war es, als ich ankam in Kortryk. Ich kannte diese Heimat der flandrischen Spitzentklopfer von früher her, heute aber fand ich mich nicht zurecht. Viele Kirchtürme standen nicht mehr, viele Denkmäler und Brunnenfiguren fehlten auf den Sockeln. In Kortryk sollte mein Regiment in Ruhe liegen, hatten mir die Feldgendarmen auf den Verhandlungsplätzen gesagt. Und ich suchte zwischen den schwarzhenden Backsteinhäusern, ich fragte mich durch, keiner wußte etwas. Bis ich am Sandelsgericht, wo es stockfinster war, einen Soldaten traf, den ich um seinen warmen Mantel beneidete. „Kamerad, fünfte Grenadiere, wo finde ich die?“

Der Soldat zeigte aber das kledende Wasser der Dns, ich mußte wieder zurück, ich sei ja viel zu weit gelaufen. Und als ich „Danke Kamerad“ sagte, sah ich erst das goldene Eichenlaub am Kragen des Generals. Ich wollte schleunigst mein Männchen machen, da winkte der Hofs ab und mir war wieder leichter ums Herz. Dann wurde schon ein Schreiten aus meinem Toppeln, ich spürte den Wolf nicht mehr, nur die Füße brannten noch, und mein Kopf schien eiserne Klammern zu tragen.

Bald war ich aus der Stadt, der Wegweiser zeigte nach Lauwe, da tauchte noch ein letzter Giebel aus dem Oktobernebel, ein Giebel mit einer Lampe hinter den ängstlich abgedichteten Fenstern. 5. Grenadiere, I. Kompagnie stand auf einem Brett. Ich trat in den Fluß, wo es nach Tabak und Petroleum roch. Der Spieß sah eingeschlafen hinter seinem Tisch, man hätte ihm die Kasse klauen können. Neben dem Picknapp voll Graupenschleim stand das Tintenfäß, neben dem Tintenfäß ein Kochgeschirr mit Dörrgemüse: Kälberzähne und Drahtverhau also, die Galamashheit der Vorkrierten! Fehlt nur noch der Klippisch, das Feldenselt und die Stedrüben. Ich schüttelte mich und hörte dann meine eigene Stimme wieder, die mir fremd klang: „Aus Stellung zurück, Herr Feldwebel!“

Der Spieß zuckte zusammen, rief sich die Augen, gähnte: „Name?“

Ich verbiß die Antwort. Warum tat der Schöps so wichtig?

Also fragte er noch einmal, jetzt aber barsch und sehr dienstlich: „Name?“

Was war in den Gefahren? Ich stellte die Stange in die Ecke, schüttelte den Sturmfack vom Kreuz, löste das Stoppel, riß den Stahlhelm vom Kopf.

„Mensch, Himmerod, du? Wie siehste aus? Gelb, grün, steinalt. Wo sind die andern?“

„Bin ich denn der erste, Herr Feldwebel?“

„Klar Mensch!“

„Dann kommt auch keiner mehr, Herr Feldwebel!“

„Und der Bataillöner?“

„Der Graf? Beim lieben Gott, Herr Feldwebel!“

„Du bist der einzige?“

Ich schämte mich. „Willst was essen?“

Fortsetzung folgt.